

Dieter Mersch (Hg.): Die Medien der Künste. Beiträge zur Theorie des Darstellens

München: Wilhelm Fink Verlag 2003, 278 S., ISBN 3-7705-3788-2, € 39,90

Der Stil des Vorwortes erinnert an ein Exposé zu einem großen Forschungsprojekt. Da ist z.B. von „symbolischer Repräsentation, ästhetischer Expression, mathematischer Formalisierung und performativer Verkörperung“ die Rede oder von „der Systematizität ihrer Differenz, der Verschiedenheit ihrer internen Strukturen, der Heterogenität ihrer Anwendungsgebiete“ (S.7). Das heißt, es ist von allem und nichts die Rede. So überrascht es nicht, dass der Sammelband aus dem „von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte[n] interdisziplinäre[n] Schwerpunktprogramm *Theatralität*“ (ebd.) hervorgegangen ist. Konkreter Anlass war eine Tagung zum *Sagen und Zeigen* an der Technischen Universität Darmstadt. Der erste Satz des Vorwortes benennt zugleich das Grundproblem des Sammelbandes: „Die meisten der hier versammelten Beiträge kreisen um die Thematik von *Sagen und Zeigen*.“ (ebd.) Weil eben längst nicht alle Beiträge um die besagte

Thematik kreisen, trägt der Sammelband den Titel *Die Medien der Künste* und nicht die naheliegende Bezeichnung der Tagung. Viele der Beiträge haben mit dem Grundthema überhaupt nichts zu tun, z.B. Clemens Pornschlegels machttheoretische Interpretation von Mozarts Oper *Die Entführung aus dem Serail*, Martin J. Schäfers psychoanalytische Bemerkungen zum Verhältnis von Intimität und Distanz in der Medienphilosophie Andy Warhols oder Ulrike Brunottes Aufsatz „Die Figur des Exodus und die Sakralisierung der Leere im frühen amerikanischen Puritanismus“. Auch untereinander weisen diese und andere Artikel weder thematisch noch methodisch irgendwelche Verknüpfungen auf. Ungeachtet ihrer Qualität stellt sich die Frage, was sie in diesem Sammelband zu suchen haben.

Aber auch die anderen Aufsätze ‚kreisen‘ um das Thema *Sagen und Zeigen*, ohne sich zu begegnen. Gernot Böhme analysiert in seinem Beitrag den aphoristischen Text „Die Wörter und die Bilder“ von René Magritte. Von besonderem Interesse ist für Böhme der siebte Aphorismus: „Ein Bild kann in einem Satz den Platz eines Wortes einnehmen: [...]“ (S.118). Unter diesem Aphorismus findet sich der Beispielsatz „Le soleil est caché par les nuages“, in dem das Wort „soleil“ durch das Symbol einer strahlenden Sonne ersetzt ist. Böhme zufolge wird der Satz „[...] durch diese Art der Darstellung paradox. Er zeigt nämlich die Sonne, insofern sie gerade nicht durch die Wolken verborgen ist und behauptet, dass sie von den Wolken verborgen sei.“ (S.123) Dem ist zu widersprechen. Das Symbol der strahlenden Sonne steht ja nicht für den vom Satz ausgedrückten Sachverhalt ein, sondern nur für die Sonne selbst. Und diese strahlt hinter den Wolken fröhlich weiter. Dies hätte sich Böhme an dem folgenden achten Aphorismus Magrittes klar machen können, bei dem über der Abbildung einer Mauer der Satz steht: „Ein Gegenstand lässt vermuten, dass es noch andere hinter ihm gibt.“ (S.118) Anstatt Paradoxa zu konstruieren, wo keine sind, hätte Böhme an dem siebten Aphorismus eingehend den Unterschied von *Sagen und Zeigen* erläutern können, unter Bezugnahme auf die anderen Beiträge des Sammelbandes. Simone Mahrenholz' Aufsatz über das Verhältnis von analogen und digitalen Darstellungsformen wäre hier besonders interessant gewesen, auch wenn sie in erster Linie die Thesen Nelson Goodmans und anderer Autoren referiert. Bei Mahrenholz finden sich ebenfalls keine Bezüge zu anderen Beiträgen. In ihrer letzten Fußnote dankt sie „für wertvolle Kommentare einer früheren Fassung dieses Papiers“ (S.91) drei Kollegen, die offensichtlich mit dem Schwerpunktprogramm *Theatralität* nichts zu tun haben. Wäre es nicht sinnvoll oder erforderlich gewesen, die ersten Textfassungen Kollegen aus dem Schwerpunktprogramm zur Diskussion vorzulegen? Wenn der Herausgeber Dieter Mersch in seinem Vorwort davon schreibt, dass die Beiträge aus dem „intensiven Gedankenaustausch“ (S.7) des Schwerpunktprogramms heraus entstanden seien, sind dies wohl nur leere Worte.

Damit soll zu dem eigentlichen Skandal des Sammelbandes übergeleitet werden, den Beiträgen des Herausgebers selbst. Sein Hang zur Präntention (Lieblingsswort: „indessen“) lässt die Lektüre der Einleitung zu einer Quälerei werden.

Vor allem die ungezählten Redundanzen stoßen sauer auf. Das Wort „Pluralität“ reicht ihm nicht, es muss mindestens von „Pluralität und Heterogenität“ (S.15) die Rede sein. Sätze wie dieser sind schwer zu ertragen: „Dem Umstand korreliert die Auszeichnung des »Was«, *quid*, gegenüber dem »Dass«, *quod*, so dass die Bestimmung des Medialen durchweg am klassischen Diskurs der europäischen Philosophie teilhat – der Hervorhebung des »Als-was«, der Als-Struktur überhaupt.“ (S.11) Welchen Gewinn hat man davon, dass den Wörtern „Was“ und „Dass“ die lateinischen Entsprechungen „quid“ und „quod“ nachgestellt werden?

Nahezu in jedem Satz werden einzelne Satzteile oder Wörter kursiv hervorgehoben. Mersch bedient sich plumper Tricks, um Bedeutsamkeit zu schaffen, wo keine ist. Zu erwähnen ist das *inflationär* eingesetzte Mittel, *Be-griffe* getrennt (und *kursiv*) zu schreiben, um auf ihre *wörtliche Bedeutung hin-zuweisen*. Schlichtweg inakzeptabel sind allerdings solche Sätze: „Dennoch meldet sich das derart Verlorene beharrlich [sic!] Rücken der Diskurse wieder zurück. Das hängt damit zusammen, was sich schon bei Aristoteles in seinem Nachdenken über die *techné* findet : [sic!] [...]“ (ebd.). Im ersten Satz fehlt ein Wort. Der zweite Satz ist grammatikalisch inkorrekt. *Non iam est lingua Germanorum*. Nun könnte man sagen, hier sei vom Verlag schlampig lektoriert worden, aber man weiß ja: Es ist gar nicht lektoriert worden. Mersch hatte es offenbar nicht nötig, als Herausgeber seine eigenen Texte anderen zur Korrektur zu überlassen. Damit keiner denkt, ich hätte aus Bosheit den einzigen grammatikalisch falschen Satz zitiert, soll noch ein weiterer präsentiert werden: „Der Umstand entspricht das, was Gottfried Boehm als »ikonische Differenz« bezeichnet und Bernhard Waldenfels als *Differenz von Medium und Erscheinung* präzisiert hat.“ (S.31) Weshalb sollte Mersch den Regeln der deutschen Grammatik folgen, wenn er schon die französische Zeichensetzung (Leerzeichen vor Semikolon, Fragezeichen und Doppelpunkt) übernimmt?

Ulf Heuner (Berlin)